

Umsonst gehungert.

Von Richard Zoogmann.

Es war ein kahlhaariger, häßlicher Novembertag; feiner Sprühregen rieselte vom milchgrünen Himmel herab und machte die Kranzler Dorfstraßen zu einem zähen, matschigen Schlamm. Wer nicht feste Stiefel an den Füßen hatte, dem blieben sie in dem klebrigen Krücker stecken. Über der Doktor hatte feste Stiefel und er packte unerschrocken und mit wahrer Tobsucht durchs Dorf. Er tat gewiß wieder einmal not, wenn es nicht überhaupt zu spät war, wie schon so manches Mal.

Was ahnete er sich dem Wartplatz, dort am Eck lag das Häuschen, dem er zustrebte. In einem ärmlichen Stübchen hauste seit etwa zwanzig Jahren ein altliches Fräulein, das einmal als Sommergast hier gemocht hatte und dann in manchen Jahren geblieben war, weil sie hier mit ihren paar Sparfüßchen besser auskam als in der Stadt. Sie lebte sehr ärmlich, gönnte sich nur das Allernotwendigste, hatte mit niemand Verkehr und besah nur alle paar Jahre einmal kurzen Besuch von einem Verwandten, einem Neffen oder dergleichen. Es ließ, daß sie dieser ab und zu durch kärgliche Zuwendungen unterhielt; denn er war ein armer Schullehrer in einer kleinen Landstadt, der also auch nur wenig zum Durchkommen hatte. Doch schien er mit Liebe an der alten Verwandten zu hängen; denn wenn Fräulein Görner einmal einen Brief bekam, so war er von ihm. Das alte verhubelte Fräulein, das in abenteuerlich gefärbten und zusammengeheftelten Färschen einherging, aber immer einen sauberen, ordentlichen, wenn auch zum Wädeln reizenden Eindruck machte, wurde von den höchsten Dorfbeamten das geizige Hübsterle genannt. Gewiß nicht mit Recht. Denn wer so arm ist, wie das Hübsterle, kann mit dem Gebe nicht umwerfen. Und es war gemäß der Wahrheit entsprechend, daß sie wirklich drei Tage in der Woche hungerte, wie das Hübsterle behauptete.

Man war das Hübsterle plötzlich tobtobekannt, und irgendeine mittelbilde Seele hatte den Arzt gerufen, denn ihr selbst wäre doch Quers niemals eingeklinkt. Als sich der Geruch dem erkranklichen Bewußtsein näherte, sah er schon von weitem eine aufgereigte und heilig mit Rednergebärden schwärmende Menge vor der Haustür drängen. Bekannte Frauen mit ihren geschmacklosen Krattknöpfenmänteln, die oft so groß und weit sind, daß ein Kinderjagd bequem darunter Platz hätte. „Was hier?“ brammte der Doktor dazwischen und drängte sich durch die Weiber. Bald stand er vor dem ärmlichen Stübchen, in der das geizige Hübsterle lag. Ein Bild genigte, um den Tod festzustellen.

Da trat ein Koffer, hagerer Mensch heran: „Ist sie wirklich tot, Herr Doktor? Ich bin ihr Verwandter und grabe vor einer Stunde eingetroffen — ganz aus Zufall.“ „Sie ist tot, Ihre Tante,“ sagte der Doktor und drückte dem Schullehrer die Hand, dem Tode in den Augen stunden. „Ob sie leicht gestorben ist?“ „Sterbefälle, die aus Enttäufung eintreten, sind meist schmerzlos. Es ist ein sanftes Hinüberfließen.“ „Nun, das ist nicht hoch ein Trost, wenn auch ein schwacher. Für das Lebendbegnügen werde ich sorgen, das heißt — ich — ich — muß erst nach Hause schreiben — ich habe das nötige Geld nicht bei mir. Die Gemeinde tritt stellvertretend inswischen in Vorstufe.“ „Was ist das?“ rief der Doktor plötzlich aus, der sich indessen im Zimmer umgesehen hatte. Er war an ein wackeliges Schränkchen getreten, auf dem ein mittelgroßer Porzellanleber stand. Der Arzt war Kenner und Liebhaber von Porzellanfäßen. Er nahm den Leber herunter und betrachtete ihn aufmerksam. Wenige Blicke genühten ihm.

„Umsonst gehungert,“ lautete er mit einer Handbewegung über der Toten hin. — „Das ist hier ein atemger Stuhl — ein oder Kändler — Wert etwa hundertfüfzig Gulden Wert.“ Die beiden Männer sahen sich schweigend an. „Umsonst gehungert,“ wiederholte der Schullehrer.

Literatur.

Die Demokratie des Auslandes. Eine Vortragsreihe, veranstaltet vom Verein „Auslandsliebe“, 2 B. zur Verbreitung von Kenntnissen über das Aus und seine Beziehungen zu Deutschland. Inverfals dieser Logizielaranten Serie erschienen sind folgende, einzeln käufliche Vorträge: Die Demokratie in England, von Prof. Paul Bernh. Die Demokratie in Frankreich, von Prof. Dr. Ludwig Bergströmer. Der demokratische Gedanke in Amerika, von Viktor Bohner. Die demokratische Rechte und Pflichten in der Schweiz, von Prof. Dr. Paul Hüfmann. Die Verträge der Demokratisierung im alten Rom, von Prof. Dr. Otto Seeck. Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg i. D. — Es hat sich leider gezeigt,

daß wir die fremden Völker und ihre Staatseinrichtungen vor und während des Krieges gründlich verkannt haben. Dies mangelnde Verständnis für das Ausland und seine Psychologie erwies sich während des ganges kampflichsten Ringens mit der Übermacht als hart hemmendes Element und verzögerte uns oft zu unheilvollen Tragfällen und falschen Schritten. Gerade auf dem Gebiete der Auslandkunde heißt es daher für uns Deutsche ernsthaft zu arbeiten und umzuklernen, damit die Verhältnisse eingeholt und der gefährliche Mangel aus unserer politischen Betätigung ausgeglichen wird. Vor allem tut uns eine Vertiefung in die heutige Staatsentwicklung not, in deren Zeichen die Völker der Entente den politischen Frelauf gegen Deutschland durchgeföhrt haben: die Demokratie. Wir selbst sind auf dem Wege zu dieser Staatsform, deren eingehendere Kenntnis uns vor manchem Fehlschritt bewahren und zugleich manche Züge des politischen Lebens unserer Nachbarn erklären wird. Berufene Kenner haben in der vorliegenden Schriftreihe aus dem demokratischen Gedanken, wie in England, die Vereinigten Staaten, Frankreich und die Schweiz durchzieht und im vorbildemäßigem Maßstab zum Durchbruch gedrängt hat, das Wesentliche und den einzelnen Völkern Eigentümliche hervor. Das Studium dieser höchstinteressanten Darlegungen ist jedem auf das Dringendste zu empfehlen.

Das Ende des Monats heißt Heft 12 der hiesigen herorragenden Süddeutschen Monatshefte (Verlag Wundt, Karlstraße 6) des letzten Jahrganges. Das Heft hat folgenden Inhalt: Der politische Umwandel von Europa von Dr. Adolf Ritter, Konzeptionsrat am Königl. preussischen Ministerium in München; Unsere Kriegsgefangenen in Frankreich von Geheimrat Prof. Dr. Georg Holtzner, ehemals Direktor der Landesbibliothek in Straßburg; Als U-Boot-Offizier in England von Walter Bauer, Leutnant zur See; Die Internierung der deutschen Flotte von Max Schweidel, Matrose; Aus und für Schweden nach dem Zusammenbruch von Geheimrat Prof. Dr. Max Koch, Rektor der Universität Breslau; Der deutsche Zusammenbruch in Westfalen von Dr. jur. Eberhard Jungfer; Der Untergang des Deutschland in Südafrika von Dr. Cornelia Rahujik (Klagenfurt); Aus dem Diplomatie des Reichs von Dr. Herbert Hauptfeld, Negationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Kopenhagen; Der Bericht des Legationsrats von Eichen von Prof. Dr. Georg Raro, ehemals Rektor der Universität in Wien; Politisch und literarisch von Dr. G. Dehio, ehemals Professor an der Universität Straßburg; In Treue steht von Eberhard Eplander; Kaiser und Reich von Dr. Paul Wulffing; Nachwort von Prof. Paul Nikolaus Cossmann. — Mit dem nächsten Heft beginnt ein neuer Jahrgang der Süddeutschen Monatshefte, auf den Hoffnungen schon jetzt durch die Wandlungen und Veranstaltungen entgegenkommen werden. Ein alljähriges Inhaltsverzeichnis des Jahrganges wird dem jeden erschienenen Heft an „Das Abonnement auf die „S. M.“ aber jeft wärmlich empfohlen!

„Das Buch vom Feldmarschall Hindenburg“ von Paul Hindenburg, das, seit langem sorgsam vorbereitet, aus befehlender Beauftragung erst nach dem Friedensschluß zur Veröffentlichung gelangt, erscheint binnen kurzem im Verlage der bekannten Verlagsbuchhandlung Gerhard Stalling in Oldenburg i. D. In vollständig anziehender Darstellung erzählt es in wechsellöbigen Rahmen der gewaltigen Ereignisse das Leben unseres „Marshall“ vorwärts, sehr viel Neues bringend in Stunden von meist bisher unbekanntem Bilden, Briefen, Aufzeichnungen, Schilderungen usw., zum Teil aus der Feder der treuen Gefährten und Helfer des Feldmarschalls in Krieg und Frieden. Ein vorzüglich gestaltetes Volks- und Jugendbuch im besten Sinne des Wortes von bleibendem Wert, darf es als Weihnachtsgeschenk höchster Art gelten.

Eine neuartige Taschenuhr, die zugleich die mittlere Sonnenzeit und Sternzeit anzeigt, beschrieb Dr. F. S. Wachenfeld in Heft 2/24 der hildesheimischen Zeitschrift der Tropen Sternwarte „Der Weltall“ (Preis 3 Mk. nettojährlich). Die Uhr ist von dem Direktor der Kopenhagener Sternwarte Prof. G. L. S. M. G. re konstruiert und für Kavaliere, Luftschiffer und als pädagogisches Hilfsmittel verwendbar. Sie enthält das Heft nach Mitteilungen über die drei neu entdeckten Kometen und über die im Oktober dieses Jahres erfolgten Erscheinungen. Eine längerer, höchst lehrreicher Aufsatz über Sonnen- und Mondfinsternisse im Glauben und in der vorliegenden Kunst der indogermanischen Völker bringt an der Hand zahlreicher Abbildungen zum Teil ganz neue Deutungen vorgeschichtlicher Abbildungen. Dem Heft liegt das reiche Inhaltsverzeichnis des 19. Jahrganges bei.

Der Inoffizial-Bertrag zu Leipzig hat gemäß seiner Anfründung einer enghelligen Ausgabe von Theodor Storms sämtlichen Werken in acht Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster, in Angerstraße gedruckt, mit Einband von Walter Tieemann, soeben die ersten drei Bände erschienen lassen; die anderen werden in Abständen von etwa sechs Wochen folgen. Die Abnahme des ersten Bandes verpflichtet zum Bezuge der ganzen Ausgabe. — Jeder laufe sie, denn sie ist prächtig!

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 69. Germauf. 4526.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 131

Donnerstag, den 13. November

1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.

Von Hedow von Zobeltitz.

2. Fortsetzung. Manuskript verboten.

Zweites Kapitel.

Allgemeine Vorstellung der Herrschaften auf Hohen-Kraatz mit samt ihrem vierbeinigen Umbau, und eine diplomatische Unterredung im Söhrgarten.

Im Gartenloos hatte sich die Familie bereits versammelt und außerdem die zur Familie gehörigen Anhängler, nämlich vier Hunde, die Benedikte aus dem Garten hereingelockt hatte. Es war dies zunächst César, der Hüterhund, ein großes, junges Tier von taltsmäßigen Gebräuden, dann Rord, ein hebeber Rattler, der nachts über gewöhnlich im Stalle, und zwar auf dem Rücken der braunen Stute schlief, die Tübingen als Reispferd diente. Ferner Morphen, der Viebling Benediktens, ein prächtiger schwarzer Hübel, und schließlich ein wackler, braunes etwas, das Colp hieß und der ausstehenden Nasze der „kurzhaarigen Zwergaffenpflanz“ angehören sollte. Frau von Tübingen hatte dies Hundeminutino einmal von Frau von Geesen auf Langenplan gesehen bekommen und vergotterte es förmlich. Sie verließ ungerne Hohen-Kraatz, aber Colps wegen hatte sie sogar die weite Reise nach Berlin nicht scheute. Colp hing nämlich an, insolge der göttlichen Fühlheit, der er sich mit Vorliebe hingab, allmählich seine süßne Talle zu verlieren, begann auch im Schale zu schlendern und ein klein wenig abhimmlich zu werden. Das angfährliche der Baronin besagt, daß sie heilich, einen berühmten Berliner Tierarzt zu konsultieren, der Colp nach genauer Untersuchung seines lebenden Zustandes eine leichte Karisaboder Kur verordnete, das heißt, es wurde ihm bei jeder Mahlzeit eine kleine Dosis Karisaboder Salz unter das Essen gemischt. Denn bei Colp durfte man nur Essen lassen, nie Frutter oder gar Fressen — das litt Frau von Tübingen nicht. Für Colp war immer ein kleiner, blau ausgeflogener Korb zur Hand, in dem er seine Tage verbrachte. Er hatte eine sehr zierliche Art, in diesen Korb hineinzuhüpfen, und bevor er sich niederlegte, drehte er sich immer erst dreimal um die eigene Achse und kümmte sich hierauf in Dreifachform zusammen. Es war in der Tat ein niedliches Tier, mit kurz gestülpten Ohren und einem winzigen Schwanzstämmel, mit dem er nicht einmal mehr wedeln konnte. Wolte er dies, so bewegte sich sein ganzer kleiner Körper in anmutigen Windungen. Frau von Tübingen behauptete stets, Colp besäße menschliche Intelligenz. Sie sprach auch mit ihm, als ob sie ein menschliches Wesen vor sich habe und befragte ihn sogar öfters in allerlei Angelegenheiten um seinen Rat. Begie er dann die Ohren zurück, so war dies ein Zeichen der Bejahung, und wenn er sein räufliches Badlichkössen in eigentümlicher Art rümpfte und schneufte, so galt es der Baronin als eine entschiedene Verneinung.

Herold und Dietrich, die beiden Jungen, waren die ersten am Worte. Sie hatten Stuppis vor der Veranba entdeckt und betrachteten mit ihm das Aufhängen neuer Sternwäfen. Die herrliche Zeit hatte die Zümlinge wirklich sehr wenig verwirrend lassen. Der letzte Hausierer hatte Tübingen nicht geärgert. Der Mann war ihm zu sehr Philologe gewesen. Klarheitlich die heilichste Kunde ärgerzte Tübingen. Er behauptete, Vortarages und Pamintin I. und die Seeschlacht bei Salamis seien lange nicht so wichtig als das eigene Vaterland; es war aber das Unzufrieden, daß der Hausierer in der alten Historie viel besser besagten war als in der neueren Zeit und daß er von Niclasades mehr wußte als von Väcker. So trennte man sich denn, und die Jungen hatten ein paar Wochen freie Zeit. Allerdings suchten sowohl die Eltern wie der Großpapa Teupen auch in dieser Zeit befehrend auf die Klüber zu wirken, aber es war doch nur ein mäßiger Erfolg für die sehende erzieherische Kraft. Tübingen hatte den Kraben anfänglich täglich eine

Unterhaltungsbeilage gegeben, abwechselnd Geographie, Rechnen und Literatur, nach den vorhandenen Lehrbüchern. Das war indessen mehr Komödie als Schule. Tübingen wurde bei jeder Gelegenheit heilig, fuhr die Jungen groß an und ärgerte sich auch über die neue Orthographie und Bekehrmethode; das war früher im Kadettenkorps alles ganz anders gewesen. Frau von Tübingen und Graf Teupen waren keine besseren Schullehrer; schließlich wurde das ganze Haus nervös. Es war hohe Zeit, daß der neue Hausierer eintraf.

Nach den Zümlingen erschienen die drei Mädchen auf dem Saale: Benedikte ruhig und frisch, noch mit Backfischzöpfchen, drall und freudig vor Bewußtheit, aber die sonst so übermäßig hübschen Augen ein klein wenig beschleiert; sie hatte Angst, daß noch eine überdiele Strafbredigt nachkommen würde. Trudchen Paim hatte sich über die heimtücklich applizierte Erdbeere geteufelt. Sie war bereits am frühen Morgen tadellos angekleidet, in frisch gewaschener heller Bluse, die die Form eines gut sitzenden Korsetts verriet, englischem Tüllkleid und gelben Schleifen. Auf ihrer Stirn fräufelten sich die Wädelchen, und die spizen Wädelchen ihrer Finger waren rotig blank poliert. Das ganze follette kleine Körperchen strahlte und atmete eine appetitliche Sauberkeit aus. Sie war die Herzenfreundin Benediktens und spielte seit Jahren einige Sommermonate in Hohen-Kraatz zu verlesen. Ihre Mutter kamme aus einem beamteten obigen Hause, und das trübte die gute Ironie über das Freundschafverhältnis Benediktens zu dem Apothekerstädtchen, das sie sonst nicht ohne weiteres gutgehen lassen würde.

Die dritte im Kleid war Miß Kelly Milton, zweiundzwanzigjährig und ebenfalls das was Tübingen unter einem „niedlichen Käfer“ verstand. Sie war seit einem Jahre im Hause und sollte Benedikte ursprünglich „Moros lehren“, aber schon nach zweiwöchentlichem Bekanntschaft hatten die beiden Mädchen Schweidenshaft getrunken und sich einige Treue geschworen, „auch über den Tod hinaus“. Indessen löste das ernitere Weizen Reihns immerhin, wenn auch nur im allgemeinen, einen so guten Einfluß auf Benedikte aus, daß Herr und Frau von Tübingen auf eine „Ältere und Würdigere“, an die man anfänglich gedacht hatte, verzichteten und die keine Engländerin beschleiten.

Graf Teupen war trotz seines hohen Alters immer einer der ersten am Frühstückstische. Der Kreis war von einer erlauchenden Frische und Eleganz. Er hatte schon vor gegen zwanzig Jahren die diplomatischen Dienste quittiert und mit dem letzten Orden auch noch den Titel Excellenz als Pfalter für den Aufstand auf den Weg bekommen. Aber er machte keinen Gebrauch von seiner „Exzellenz“, sondern ließ sich nach wie vor „Herr Graf“ anreden. Er war ein zierlicher kleiner Herr mit einem Hofofiziersherumhären, schonenem und zu schwarzen Schleiern gebräut, sowie einem kurz gelassenen, grünlich schimmernden Wadenbart, der in der Mitte der Wangen nach englischer Sitte schwarz gerade abwärts war. Das noch volle graumehle Haar war sehr sorgfältig geordnet und über die Ohren zurückgebüßt, und ebenso sorgfältig war die Kleidung des Grafen: tauengraue Weinfelder, weiße Kniebuckel und ein Morgenjackel aus frisch gemauertem Stoff, aus dessen Tasche der Hühnerfedern des Grafen hervorkam. Dazu trug er um den Hals seinen weißen Halskragen einen satt gebundenen Schlops.

Jeber der Anfründung wurde zunächst von den Stunden begrüßt — sehr förmlich von César, Rord und Morphen, und in bedeutend gemäßigter und vornehmer Weise von Colp. Colp sprach nämlich nur aus seinem Korbe, frisch rotlich mit seinem Schmalzmädchen an der Kleideraum, Hohenrad oder Schleifchen, verjuchte mit dem Schwanzstammel zu weiden und kehrte sodann, in dem Bewußtsein, daß es sich einer solchen Anfründung nicht lohne, in sein Korbchen zurück, wo er sich wieder zusammenzuckte. Die Zümlinge

und Benedikte küßten dem Großpapa die Hand, der seine Entschloßtheit zu einem ersten und freundlichen Blute maß, worauf diese sehr gerührt tat, nur wurde und den Kopf senkte.

„Ja, ja, Dikke“ sagte der alte Herr, „schäme dich nur, das schadet gar nichts! Du bist nun bald achtzehn Jahre, und in diesem Alter sind andere beizüglicher schon Hofdamen. Nun bitte ich dich, was würde deine andächtige Herrin sagen, wenn man sich bei Hofe erkünnen wollte, du hättest einer schlummernden Jungfrau heimlich eine große und dicke Erdbeere in den Mund gesteckt? Glaubst du denn, das würde dein Ansehen erhöht haben? Ich bin überzeugt, selbst die Kaiserin hätten dich über dich lustig gemacht und auch der Kaiser würde dich nicht weniger respektvoll begrüßt haben als sonst. Nein, liebe Dikke, man muß immer die Dekors zu wahren wissen. Was nun ansonst als nutzlosen Streich ansetzen könnte, gewinnt ein anderes Ansehen, wenn es sich um eine junge Dame von Welt handelt. Und eine solche willst du doch sein? Wenigstens solltest du dir Mühe geben, eine solche zu werden. Ich bin überzeugt, Mich Milton ist sehr über diese Unart gewesen, denn in England gibt es dergleichen Vorfälle gar nicht. Nicht wahr, liebe Mich Milton?“

Miß Milton erwiderte nun ebenfalls und beugte sich, mit dem Kopfe zu nicken. Nun aufen Blick trafen jetzt auch die Eltern ein, sonst hätte Graf Zeupen seine Liebe wahrheitsgemäß wider angenommen. So aber lernte der Interesse, das Herr und Frau von Schöningen der Schmißung der Beranda zuwandten, auch die Freundschaftsbeziehung ab, der mit den anderen auf die Freundschaft hintrat. In den andern geblieben natürlich auch die Quade, doch selbstverständlich auf dem Arm der Frau Cleonara, der Einsichten, die diese zart organisierte Herzliche von Grund aus verstand.

Auf der Beranda waren Supps und zwei Dienstmädchen damit beschäftigt, die großen weißen Säulen mit Gürtelbändern zu umwinden.

„Sehr hübsch,“ sagte Tübgingen und nicht befriedigt. „Mehr ist gar nicht nötig. Ich höre, daß die Sänger im Zuge dem jungen Herrn Baron bei seiner Ankunft ein Einwürfen bringen wollen. Das will ich nicht, Wiederer sage es den Leuten, natürlich so, daß sie sich für ihren guten Willen nicht noch gekränkt fühlen. Ich möchte nur sein unwürdiges Ansehen haben; das kann ich nicht leiden. Die Gürtelbänder genügen. Ist die Posttasche noch nicht da?“

„Sie muß jeden Augenblick kommen, Herr Baron,“ erwiderte Benedikte.

„Ja schon — da wollen wir in Ruhe frühstücken! Bernd und Dieter, wenn ihr hübsch artig seid, könnt ihr eueren Bruder von der Station abholen.“

Beide Jungen erhoben ein Jubelgeschrei.

„Baba,“ sagte Dietrich, „ob mir der Max wohl eine Bewenhat mitbringen? Versprochen hat er es mir.“

„Und mir einen Erkenntzahn,“ sagte Bernd hinzu. „Aber ich glaube nicht, daß er Wort hält. Großpapa meint, die Afrikaer sind sehr unzuverlässig.“

„Schmerzen habe ich keinesfalls gefant, mein Junge,“ erwiderte Graf Zeupen, während man allseitig am Frühstückstisch Platz nahm. „Aber allerdings, die Afrikaer sind überdeutlich gern, und nicht nur die, sondern überhaupt alle Reisenden. Das liegt so in ihrer Natur.“

„Geschädte auch?“ fragte Dieter. „Ja, Großpapa?“

„Ein hübschen — ja, ein hübschen wird er wohl auch überbringen.“

„Großpapa, in dem Buche von Geschädte,“ begann Bernd wieder, „das du uns zum Lesen gegeben hast, kommt eine prachtvolle Geschichte von einem Indianer, der auf einer Reise lebendiger Skotobie über den Fluß gegangen ist — auf ihrem Rücken, ohne daß sie ihn gefilten haben. Ich möchte gerne wissen, ob das wahr ist. Glaubst du das?“

„Es waren vielleicht gar keine Skotobie,“ warf Tübgingen ein. „wäre jedoch, aber den andern haben sie totgefilten! Großpapa, das ist doch merkwürdig, daß sie gerade den Indianer nicht gefilten haben!“

Der Großpapa versuchte, die Selbstankheit dieser Tatsache durch einen glücklichen Zufall zu erklären. Er galt in den Augen der Jungen für abweisend; für ihn konnte die Welt keine Geheimnisse haben. Das heilige Aufklärungsbüchlein der Zwillinge brachte ihn häufig in Verlegenheit. Sie forschten und fragten ihn aus, ob er schließlich keine Antwort mehr geben konnte. Einmal Abends wollte Bernd wissen, was die Sterne waren. „Beckkörper, mein Kind, wie unsere Erde.“ Aber wie hängen sie denn da oben am

Himmel?“ „Sie bewegen sich im leeren Raume.“ „Was ist das der leere Raum?“ „Die Unendlichkeit, mein Junge.“ „Aber, Großpapa, ich bitte dich, es muß doch alles einmal ein Ende haben, sonst hört es ja nie auf, und gibt es doch gar nicht!“ „Die Unendlichkeit hört eben nie auf, lieber Bernd.“ ... Bernd dachte nach und erwiderte dann in unbestimmtem Tone: „Nein, Großpapa, das kann ich nicht glauben. Ein Ende muß da sein.“

Seit Max sich der Expedition des Doktor Saubhaus nach Uwarua angeschloßen hatte, bevorzugte Graf Zeupen die Kolonialpolitik. Ein besonderes Interesse wußte er immer haben. Eine Fiktion hatte er sich zur Beschäftigung seines immer reglosen Geistes der letzten Sommerfrüchte zu wöchentlichen Zwecken hingezogen. Mit wachsamem Genieinteresse sammelte er so ziemlich alles, was irgendeine zur Verwendung finden konnte: Briefmarken und Eisenbahnbillets und Korrespondenzen, die Stanischüllen der Weisfischen, alle Zeitungen, Zigarrenabschnitte und Knöpfe — kurz hunderte wertloses Zeug, das er in seinem Zimmer in einem riesenhaften, noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Schrank sorgfältig geordnet aufbewahrte und nach Ablauf eines Jahres an die Zentralstelle des roten Kreuzes schickte. Da er nun neugierig war, welches künftige Resultat seine Bemühungen um die Wohltätigkeit eingeträcht, so hat er um freundliche Abschätzung des eingesandten Materials. Und er erhielt umgekehrt mit einem längeren Dankbrief die Nachricht, daß seine schätzenswerten Gaben dem ungefähren Betrage von sieben Mark und fünfzig Pfennigen gleichkämen. Da er konnte man einem armen Balkenbäcker allerdings nur einen Arm oder höchstens beide Beine bestehlen, aber nicht mehr — und das ärgerte den Grafen, der noch fünf Mark und zwanzig Pfennige für die Stadt bezahlt hatte, so sehr: daß er das Sammeln aufgab.

Die Kolonialpolitik interessierte ihn mächtig. Das war ganz sein Fall: ein Kreuzung gegen Sklaverei und Heiden-tum und zugleich eine Mischung des Heils. Er schritt aus der „Kreuz-Zeitung“ alle Notizen und Artikel, die koloniale Fragen betrafen, heraus und hob sie auf und subskribierte außerdem sämtliche Afrika beizugewandten Bücher, die er in der Bibliothek vorband. Allgemein waren es nicht und auch nicht die neuesten. Auf dem Grafen genigte zunächst das Vorhandene. Es war da besonders ein Buch, in das er sich mit großer Eifer versenkte. Das Herren V. Roberts Historie der Neger-Völker des West- und Südwestens, welche einen Teil des Dritten teils Landes, so man sonstes Afrika nennt, bewohnen, darinnen eine ganz neue und eigentliche Erzählung von der Regierung, Sitten, Gottes-Dienst und Sprache dieser neuen Europäischen Völker bis anher noch unbekanntem Nation enthielt! — ein Werk, von dem er behauptete, daß es ein Vordränger der Eshlungen der Dünig-Rones sei. Hin und wieder verfuhr er sich häufig auch ein neues Meisterwerk, um Max bei seiner Mädele durch seine Kenntnisse zu überraschen. Das machte ihm Spaß und füllte seine freie Zeit aus, die er im Übermaß besaß. Im Grunde genommen grastete er der Regierung bitter, daß sie ihm „im besten Mannesalter“ den Laufpaß gegeben hatte, denn daß er niemals ein herbvorrangender Vertreter der Diplomatie, sondern eigentlich immer nur ein gewandter Repräsentant gewesen war, wollte er selbstverständlich nicht wahr wissen. Wie er in allen seinen Redungen für die moderne Zeit wenig übrig hatte, so wuzelte er auch in seinen staatsmännischen Anschauungen ganz im Vergangenen und Lieberleben, gewissermaßen im Eoskon der Altona. Das ehrliche Materialium dünkte ihn ziemlich brutal, die politische Intrigue Mittel zum Zweck. Und diese Vorbeile für die keine Intrigue, die bezüglich der Grund für seine Verabschiedung gewesen war, hatte er auch mit in den Aufstand übernommen. Er intriguierte auch heute ein hübschen — für den Hausgebrauch, wie sein Schwiegervater meinte — galt höchst händereibend, liebenswürdig und sprachen anstreuernd, wie eine Schriftliche Kaffeeplakur.

Die Ankunft der Posttasche unterdrück die Frühstück-arbeit. Das war immer ein Moment von einer gewissen Heftigkeit. Man hörte draußen auf der Beranda den hübschen — für den Hausgebrauch, wie sein Schwiegervater meinte — galt höchst händereibend, liebenswürdig und sprachen anstreuernd, wie eine Schriftliche Kaffeeplakur. Die Arbeit der Posttasche unterdrück die Frühstück-arbeit. Das war immer ein Moment von einer gewissen Heftigkeit. Man hörte draußen auf der Beranda den hübschen — für den Hausgebrauch, wie sein Schwiegervater meinte — galt höchst händereibend, liebenswürdig und sprachen anstreuernd, wie eine Schriftliche Kaffeeplakur.

(Fortsetzung folgt.)

Gebet.

Ein todtrankes Mädchen, schon jetzt ein Skelett
Mit trodener Haut überzogenen Knochen,
Nur lebende Augen, so liegt sie im Bett,
Seit Monaten sterbend und lebend noch Wochen.

Was ist ihm Arzney? Nur Letze dem Weh,
Da hab' ich den Augen Heil' wieder gesehen,
Wieder von Liebe und Will' erquicket,
Wäldern und Feldern und Berg und Gefes.

Und die Augen lauschten gelbannt,
Ihre Lippen ätteren Leben,
Ihre Finger in meiner Hand,
Webten nicht Schmerz, nein Dank ließ sie beben.

Nie hat mein hübschen Kunst mich beglückt,
Wie jetzt am Bett die er Sterbensranken,
Dein Finger die Hand mir drückt,
Wie für Sonne und Lustig zu danken.

O wie dankbar, wie glückselig bist!
Ich will ihr wieder ein Liedchen bringen.
Himmel, für mich nicht, für sie bitte ich dich,
In meinem Lied soll dein Trost wieder klingen ...

Hugo Salus.

Herr Höck geht heim.

Von Hans Wohlschold.

(Nachdruck verboten.)

Die Uhr neben dem breiten Marmortafel sah fünfmal, als der alte Herr Höck erwachte. Er stand ein wenig schwerfällig aus dem hochgehulgen Stuhl auf, warf einen Blick durch das Fenster über die wohlgeputzten Anlagen hin mit ihren alten Linden, durch deren hellgrünes Laub die Dachmittagsonne schien, und sah sich dann in dem Zimmer um. Es war ein großer, vornehm eingerichteter Raum mit schweren Teppichen auf dem blanken Boden, dunkle Bilder hingen an den Wänden, Silber glitzte und jedes Stück der Einrichtung hatte als Sehenswürdigkeit in einem Museum stehen können. Herr Höck bedauerte sich ein wenig, wie er wohl hierherkam. Er war sehr alt, so alt, daß es vielleicht nicht hätte genau sagen können, wenn er plötzlich gefragt worden wäre. Denn er vergaß alles, er war, wie die Dienstmädchen repetitlos sagten, sehr kindlich und schwach im Kopf. Wenn das Mädchen die Teller aus der Stube getragen hatte, so wußte er bereits nicht mehr, ob er heute schon gegessen habe. Der gebrügelte Tag war für ihn ein schwarzes Nichts. Aber er konnte genau von dem erzählen was sich vor sechzig und siebenzig Jahren zgetragen hatte. Weist sag er in seinem Reichtum und Reichthum. Er wußte er dann, so ging es fast immer eben'so wie heute — er wußte sich erst langsam in das Leben zurückzufinden. Ein Ausbruch hoher Stimmung lag auf seinem gelben, gekrümmten Pergamentgesicht, und die hellblauen, klaren Kinderaugen sahen immer ratloser über den Punkt des Mannes hin. Er hatte wohl irgend etwas geräunt, das weil, weit hinter ihm lag, die Krumm seiner Jugend war bei ihm zu fast gemein. Nun kam er mit der Gemächtheit nicht zurück. Und plötzlich sagte er einen Entschluß. Er wollte fort. Mit kurzen, vorläufigen Schritten ging er aus dem Zimmer. Irigend ein Hut hing draußen neben der Postkastüre. Er setzte ihn auf den linken Schadel, zog die Treppe hinauf und verließ das Haus.

Herr Höck kam selten ins Freie und deshalb war er guert von der frischen Luft wie betäubt. Aber schon sehr bald überwand er die erste Schwäche, er atmete tief und schloß sich selbstan nie bestiet. Seltsamerweise, frühliche Menschen gingen durch hunte Blumenbeete, Kinder lärmten und schätzten sich, der Wassertrick des Springbrunnens warf silberne Funken in den klaren Tag. Hin und wieder blieb der alte Mann stehen, sah den Kindern zu und lautete auf die Worte, die sie saugen. Er freute sich, daß er alle diese Strahlen konnte, obwohl sie ihm erst wieder einfließen, und lächelnd ging er weiter. Ohne sich seines Heiles deutlich bewußt zu sein, schritt er über den blanken, hellen Kies, auf dem die Sonne brannte. Dann ging er eine vornehme Allee entlang, kam an Anlagenfenstern vorbei, die er nachlässig betrachtete, und war schließlich im Straßengiebel der inneren Stadt, das er seit langem nicht betreten hatte.

Unflüchtig wurde er müde. Er war so gar nicht mehr gekommen, weit zu gehen.

„Nun ist es an der Zeit,“ dachte er, „daß ich heimgehe.“ Eine Weile blieb er stehen und wachte sich bei der Schwärze von der Seite. Er war plötzlich sehr schwach und mußte sich an die Mauer lehnen. Die Leute sahen sich schon nach ihm um. Aber gleich darauf war er so weit erholt, daß er sich wieder auf den Weg machen konnte. Doch er ging nicht dorthin, woher er gekommen war. Er hatte wohl wirklich alles vergessen, was nahe hinter ihm lag, und tibellte nun in entgegengesetzter Richtung — heimliche eilig, so gut das eben für seine Verhältnisse möglich war.

Die Straßen wurden enger und Lichter. Hohe Mauern von Meisela einen ragten zu beiden Seiten empor, und Herrn Höck bezeugten nur wenige Menschen. Er beachtete sie nicht, denn er dachte nur an sein Ziel. Er wollte heim. Sein Schritt wurde sicherer, seine Haltung freier, und er stand erst dann wieder auf seinem Platz, als der breite Fluß vor seinen Füßen lag und die niedrigen, alten Häuschen, die trümm und wackig an der Uferkante standen. Als er die Häuschen sah und das blühende Wasser, auf dem das Licht der Sonne silberne Rege um die kleinen, kurzen Wellen spann, da lächelte er wieder und hob die beiden Hände ein wenig in die Höhe, wie ein Mensch, der plötzlich einem alten Freund begegnet.

Nun war er daheim, der alte Herr Höck. Dort drüben, nur ein paar Schritte von ihm entfernt, stand das graue Haus mit dem verschlossenen, grünen Fensterblenden, in dem sein Leben begonnen hatte. Wie einst vor achtzig Jahren standen Geraniensbüsche brennend rot vor den blühenden Pflanzengärten, die so klein und pudrig waren, und ein paar Kinder konnten sich im Sand vor der Tür — ganz so, wie einst. Nun standen sie auf und ließen zum Fluß hinab. Herr Höck aber ging vollends bis zur Tür und klopfte sie auf. Eine alte, mürmelnde Erbe, die schmal und steil war, knarrte unter seinem Schritt, und dann fand er in einer Stube mit ein paar armäurigen Holzmöbeln und einem großen, braunen Kachelofen in der Ecke.

Ein Großvaterstuhl war dicht an das kleine Fenster gestellt, vor dem die Geraniens blühten. Dorthin setzte sich der alte Mann, und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck tiefer Zufriedenheit. Er war daheim. Er war glücklich als andere Möbel, die jetzt in dieser Stube standen, als vor achtzig Jahren über die Stufen der Treppe untergeschieden sich nicht so sehr voneinander, als die der Weiden. Und wenn es anders hier war als einst, der alte Herr Höck wußte es selber nicht.

Von hier war er ausgegangen, hier hatte er die ersten Schritte ins Leben getan. Einst, vor langer, langer Zeit. Oder war es vielleicht erst geboren? Er wußte es nicht. Was auch heute und damals lag, das war ausgefallen worden. Die vielen Tage, die in Dunkelheit schüllt waren, und die anderen, über denen die Sonne schien, alles was hie und gut gewesen war, Freuden und Sorgen — es tauchte für den Greis in das Nichts. Hätte er jetzt sein Leben karm Geistes überfliegen können, so würde er sich wohl gefant haben, daß es aufwärts gegangen war. Aber das bedeutete für ihn nichts mehr. Hier, an die Stelle, begann es einzutaus und hier schloß sich auch der Ring. In sich selbst richt er zurück. Herr Höck war dort, von wo er kam. Nur einen Schritt brauchte er noch zu tun, einen einzigen Schritt, so war er wie er jetzt in dem dunklen Tores, in dem Land, aus dem er einst heringetreten war. So lag Herr Höck und hatte alles vergessen, was zwischen einst und heute war, sah und bildete durch die roten Geraniensbüsche, wie er einst als Kind hinausge ehen hatte, und glaubte, daß er die Mutter erwarctete, die jeden Augenblick dort um die Ecke kommen mußte.

Der Weg drüben am Fluß wurde beleuchtet, je näher der Abend kam. Die Sonne stand schon tief. Ganz draußen, wo das Wasser sich in der Ferne verlor, hing sie am Horizont, als ob der Fluß sich in ihre Welt ergüsse. Ein großes Boot schwamm langsam hinaus, fuhr gerade in den großen, blutroten Feuerball hinein. Der alte Herr Höck sah ihm sinzend nach und dann lächelte er. — Er freute sich, daß er nach langer Zeit hier wieder daheim war, und immer wieder hätte er den dämmernden Uferweg entlang, ob denn die Mutter noch nicht käme.

Als die Frau, die in der Stube wohnte, nach Hause kam und die Lampe anzündete, erichete sie sich. Denn in dem Schlaf auf dem Fenster lag ein feingebildeter alter Herr und schlief. Er schlief so fest, daß sie ihn vergebens aufzuwecken suchte.